

Verbalisierung von Emotionen. Beweinung der DDR in Jana Hensels Buch „Zonenkinder“

Der Aufsatz hat zum Ziel, die Umschreibung von Basisemotionen aufzuzeigen, die in Jana Hensels Bestseller-Erlebnisbericht „Zonenkinder“ aus dem Jahr 2002 zu entnehmen sind. Anhand von Zitaten aus dem Buch sollen Gefühle und Haltungen erfasst und perzeptiv und kognitiv gedeutet werden. „Zonenkinder“ gilt bis heute als Manifest einer ostdeutschen Generation. Die Thesen, die in dem Buch aufgestellt wurden, fundamentierten die um das Jahr 2002 bereits im starken Aufkommen begriffene „Ostalgie“. Sie hatten auch zum Teil einen konstitutiven Charakter für die neue ostdeutsche Identität. Ein Kollektivismus, der mit dem kollektiven Wir ausgedrückt wird, ist auch ein Beispiel für den Übergang zwischen der Generation der Verlierer und der Generation der neuen Ostdeutschen.

Schlüsselwörter: Emotion, Affekte, Gefühle, Wende, Hensel, Zonenkinder

Verbalization of Emotions. Mourning the GDR in Jana Hensel’s Book “Zonenkinder”

The aim of the essay is to identify linguistic means that were used to describe emotional states in Jana Hensel’s bestseller book “Zonenkinder”, published in 2002. Quotations from the book are used to filter out and interpret feelings and attitudes. Zonenkinder is still regarded as a manifesto of an East German generation. The theses set out in this non-fiction book have been valid in practice until now, because they have in part a constitutive character for the new East German identity. A collectivism expressed with the collective We is also a move in the transition between the generation of losers and the generation of the new East Germans.

Keywords: emotion, Wende, Hensel, Zonenkinder

Author: Grzegorz Jaśkiewicz, University of Rzeszów, Institute of Modern Philology, Al. mjr. W. Kopisto 2b, 35-315 Rzeszów, Poland, e-mail: gjaskiewicz@ur.edu.pl

Received: 18.5.2020

Accepted: 29.6.2020

Emotionen¹ sind ein essenzieller Bestandteil der menschlichen Existenz. Sie sind – meines Erachtens – alle konstitutiver Natur, weil sie entstehen, wenn ein Impuls wirkt und ein Gefühl in einem Individuum aufkeimen oder dieses gleich gedeihen lässt. Sie indizieren zunehmend auch einen Trend, die Welt affektiv zu vermessen.

Zur Rolle der Emotionen in Literatur wurde viel geschrieben und diskutiert². Da im Falle von Jana Hensel der Leser mit einem Erlebnisbericht konfrontiert ist,

¹ Über Emotionen, ungeachtet dessen, wie sie benannt werden: Gefühle, Passionen, Affekte, Leidenschaften, wird seit der frühen Antike intensiv nachgedacht und diskutiert (vgl. Lehmann 2016: 140). Zur Geschichte der Gefühle (vgl. ebd.: 140–157).

² Auf die Komplexität des reziproken Verhältnisses zwischen Literatur und Emotionen gehen u. a. von Koppenfels und Zumbusch in der Einleitung zu dem „Handbuch Literatur & Emotionen“ ein. Allein der Umfang des Bands lässt ahnen, was diese Komplexität ausmacht.

muss diese Tatsache in Betracht gezogen werden: einem Erlebnisbericht liegen keine fiktiven Ereignisse und Figuren zugrunde, denn die Voraussetzung ist, dass ein (Erlebnis-)Bericht über das Dagewesene sachlich und wirklichkeitsgetreu berichtet. Winko (2003: 338) behauptet, dass Emotionen „abhängige Variablen einerseits der biologischen Gegebenheiten des Menschen, andererseits der historisch relativen Zeichensysteme einer Gesellschaft oder Kultur. Emotionen sind kulturell kodiert. Diese Codes repräsentieren das gemeinsame kulturelle Wissen über Emotionen, formen und kontrollieren die Wahrnehmung und den Ausdruck von Emotionen und prägen das Wissen über emotionsauslösende Situationen“. Und weiter (2003: 339) schreibt sie, dass zur Gestaltung von Emotionen „alle bekannten inhaltsbezogenen, sprachlichen und formalen Mittel herangezogen“ werden. Dies bestätigt die Komplexität von Emotionen und verweist auf den kognitivistischen Aspekt von Emotionen, auch wenn viele kognitivistische Modelle ihr Misstrauen gegen die Alltagssprache der Emotionen zeigen (vgl. Koppenfels/Zumbusch 2016: 14).

Hier wird davon ausgegangen, dass Emotionen doch primär psychologische Prozesse und – im Endeffekt – Zustände sind, aufgrund denen die jeweilige Autorin/der jeweilige Autor seine sozialen, politischen Haltungen manifestiert und damit auch diese der Leserschaft zur Schau stellt. Ein weiterer Aspekt birgt sich in der Annahme, dass Emotionen sich zur Umschreibung sozialer Wandlungsprozesse eignen. Damit kann der soziologische Gesichtspunkt herangezogen werden.

Zur Begrifflichkeit: Zimbardo und Gerrig bestimmen Emotionen wie folgt: Eine Emotion ist „ein komplexes Muster von Veränderungen; es umfasst physiologische Erregung, Gefühle, kognitive Prozesse und Verhaltensreaktionen auf eine Situation, die als persönlich bedeutsam wahrgenommen wird“ (Zimbardo/Gerrig 2004: 547). Psychologen unterscheiden unter recht vielen Emotionen mehrere Basisemotionen. Carroll Izard verweist auf 6 Emotionen: Interesse, Freude, Traurigkeit, Wut, Ekel und Furcht. Paul Ekman unterscheidet dagegen sieben Emotionen, die er aufgrund der mimischen Expression bestimmte: Wut, Ekel, Furcht, Freude, Traurigkeit, Verachtung und Überraschung. Bei Robert Plutchik sind es 8 Basisemotionen: Furcht, Ärger, Freude, Traurigkeit, Vertrauen, Ekel, Erwarten, Überraschung (vgl. Zimbardo 2013: 28–29). Ungeachtet der jeweiligen Systematik sieht man hier bestimmte Gemeinsamkeiten, d. h. Begriffe, die in jeder Unterscheidung vorkommen. Fest steht auch, dass diese Emotionen in entgegengesetzte Paare gestellt werden können und dann als Antonyme gelten, etwa Freude und Traurigkeit. Und last but not least lassen sie sich auch unter der Kategorie

Die Herausgeber heben die besondere Rolle der Literatur in der Kreation, Beschreibung und Vermittlung emotionaler Zustände hervor. Zur Erforschung dieser Phänomene, die praktisch bis ins 19. Jahrhundert der Gegenstand der Philosophen und Literaturhistoriker waren, kamen im 20. Jahrhundert, insbesondere nach 1990, neue Instrumente in Form von Ergebnissen der Forschung in vielen Disziplinen, z. B. die neuesten aus dem Bereich der Kognitionswissenschaft, Neuropsychologie und evolutionären Anthropologie (vgl. dazu Koppenfels/Zumbusch 2016: 1–2).

positive und negative Emotionen subsumieren. Es muss auch ergänzt werden, dass diese psychologisch fundierte Unterscheidung keine vollständige ist, denn sie wurde auf Basisemotionen eingeschränkt. Die Basisemotionen sind, auch wenn sie als umstritten gelten (vgl. Koppenfels/Zumbusch 2016: 17), Ausdruck der grundlegenden menschlichen Emotionen oder anders Präsentation als „Typ sprachlicher Bezugnahmen auf Emotionen“ (Winko 2003: 339). Und als solche werden sie hier auch erörtert.

Das Buch „Zonenkinder“ ist am 13. September 2002 im Rowohlt-Verlag erschienen. Es fokussiert als Erlebnisbericht Erinnerungen und Reflexionen der Autorin, die ihre Kindheit in der DDR verlebte, mit 13 Jahren die Wende erlebte und ihr weiteres Leben im vereinigten Deutschland führte. Jana Hensel ist Jahrgang 1976, geboren in Borna, im damaligen Bezirk Leipzig, heute Sachsen. Die Wende und das Ableben der DDR hatten einen bildenden Charakter für sie, was sie in ihrem Buch zum Ausdruck bringt. Nur ein Beispiel: „Die Wende traf uns wie ins Mark. Wir waren gerade zwölf, dreizehn, vierzehn oder fünfzehn Jahre alt. Sie fuhr uns in die Knochen und machte, dass sich alles um uns drehte. Wir waren zu jung, um zu verstehen, was vor sich ging, und zu alt, um wegzusehen, und wurden unserer Kindheitswelt entrissen, bevor wir wussten, dass es so etwas überhaupt gab“ (159)³. Damit kann die Wende als „persönlich bedeutsam wahrgenommen werden“ (vgl. Zimbardo 2013) Mit der Wende kam auch die Kindheitszeit der jungen Hensel zu Ende.

Es bleibt unumstritten, dass die Wende ein in vielerlei Hinsicht bedeutsames Ereignis war. Man braucht nur zu erwähnen, dass auf politischer Ebene die Wende den Fall der DDR und infolgedessen die Vereinigung beider deutscher Staaten brachte. Auf sozialer Ebene trafen zwei grundverschiedene Gesellschaften aufeinander. Dieses Aufeinandertreffen wurde seither literarisch mehrmals thematisiert. Es liegt auch Hensels Buch zugrunde.

Über „Zonenkinder“ wurde bereits mehrmals geschrieben. Kritische und wissenschaftliche Texte liegen vor. Bei der Kritik ist Hensels „Zonenkinder“ nur eingeschränkt gut angekommen. Es wurde dem Buch eine „einfallslose Tendenz“ vorgeworfen, die eigene Kindheit zu „stilisieren und zu konservieren“ – so Nadja Geer (2002) in „Die Zeit“. „Zonenkinder“ ist – so die NZZ-Kritikerin Susanne Ostwald (2002) – „eine krude Mischung aus Selbstbezeichnung und Ostalgie, Selbstironie und pubertärem Mitteilungsdrang“. Ostwald kritisiert auch das kollektive Wir, das Jana Hensel verwendet und das sie zur Vertreterin einer Generation hochstilisiert. Dennoch war dieser Erlebnisbericht ein Riesenerfolg mit nachhaltiger Wirkung. Das Buch wurde insgesamt in mehreren hundert Tausend Exemplaren verkauft, stand 52 Male auf der Bestseller-Liste⁴ und ihm folgte eine Debatte über die Generation Zonenkinder, über die, deren Kindheit und Jugend in die DDR-Zeit fiel und nach

³ Hier und des Weiteren wird auf diese verkürzte Weise auf die Seiten in Hensels „Zonenkindern“ hingewiesen.

⁴ Die Angabe nach <https://www.buchreport.de/bestseller/buch/isbn/9783498029722.htm/>, Zugriff am 17.9.2019.

1990 in neuer Wirklichkeit leben mussten⁵. Der springende Punkt der Debatte, wenn auch nicht explizit genannt, waren Erinnerung und Gedächtnis eines Einzelnen und eines Kollektivs⁶. Dabei machte sich bereits vor der Publizierung von „Zonenkinder“ eine Ostalgie-Welle⁷ bemerkbar, die Hensel mit ihrem Buch nur vorantreiben konnte.

Das Buch „Zonenkinder“ rief verschiedene Emotionen hervor: von Freude über Überraschung bis zur Wut. In ihm brodeln es auch von Emotionen, die hier als Produkte einer Konfrontation des Individuums mit der umgebenden Wirklichkeit und der nicht weit liegenden Vergangenheit entstehen. Der Erzählimpetus keimt in der latenten Verlusterfahrung und definiert die Stimmungslage in diesem Buch. Die Stimmung kann hier mit folgenden Adjektiven umschrieben werden: nostalgisch und resignativ, da die Zustände und Ereignisse in dem Erinnerungsprozess aus der Perspektive einer versierten und zugleich an den Entwicklungen der Zeit verzweifelten Person geschildert werden. Im Rückblick auf die Vergangenheit erscheinen solche Bezeichnungen, wie: „Geruch eines Märchens“ (12), „andere Zeit“⁸ (12), „Märchenzeit“ (13), „paradiesische Orte“ (121). Die Verlusterfahrung umfasst hier also Verlust der Heimat, Verlust der Kindheit, Verlust der DDR sowie auch Verlust der Familie und manifestiert sich beispielsweise in folgenden Äußerungen der Erzählerin:

1. „Es fällt uns nicht leicht, uns an diese Märchenzeit zu erinnern, denn lange wollten wir sie vergessen, wünschten uns nichts sehnlicher, als dass sie so schnell wie möglich verschwinden würde. Es war, als dürfte sie nie existiert haben und als schmerzte es nicht, sich von Vertrautem zu trennen. Eines Tages schlossen sich die Türen dann tatsächlich. Plötzlich war sie weg, die alte Zeit“ (13).
2. „Ganz so, wie unser ganzes Land es sich gewünscht hatte, ist nichts übrig geblieben von unserer Kindheit, und auf einmal, wo wir erwachsen sind und es beinahe zu spät scheint, bemerke ich all die verlorenen Erinnerungen“ (13).
3. „Leider bemerkten weder wir noch sie, dass hinter solchen authentischen Geschichten ein ganzes Land verschwand, sich erst wie hinter einer Maske ver-

⁵ Von der Rezeption des Buches „Zonenkinder“ handelt der Band „Die Zonenkinder. Die Geschichte eines Phänomens“ (2004) von Tom Kraushaar, der Rezensionen, Artikel, Briefe und Kommentare über Jana Hensels Buch umfasst. In ihm ist auch ein Interview mit Jana Hensel, geführt von Tom Kraushaar, zu lesen.

⁶ Der soziologische Erinnerungsdiskurs wurde durch die Arbeiten von Maurice Halbwachs „Das kollektive Gedächtnis“ (1939, dt. 1967), der eine Theorie des kollektiven Gedächtnisses entwickelte, Aleida Assmann mit v. a. „Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses“ (1998), die die Auffassung Halbwachs' um das kulturelle und kommunikative Gedächtnis erweiterte, geprägt.

⁷ Zum Phänomen der Ostalgie vgl. u. a. Neller (2006). Zur Ostalgie in der deutschen Literatur vgl. u. a. Grub (2003) und Cambi (2008).

⁸ Signifikant ist die Bezeichnung *anders* auch in anderen durchaus positiven Kontexten: „Eine Zeit [Kindheit in der DDR – G. J.], die sehr lange vergangen scheint, in der die Uhren **anders** [Hervorhebung – G. J.] gingen, der Winter **anders** roch und die Schleifen im Haar **anders** gebunden wurden“ (13).

steckte und dann ganz langsam auflöste. Weil wir aber glauben wollten, aus diesen Anekdoten setze sich unser neues Leben zusammen, haben wir sie gern erzählt und später sogar angefangen, sie untereinander auszutauschen; eine Erinnerung nach der anderen, ein Ort nach dem anderen ging so verloren“ (30).

4. „Als die Mauer dann weg war, war alles anders. [...] Statt Schulschnitten gab es jetzt Milchschnitte, von der gab man freiwillig niemandem etwas ab, und wer Teddy und Lenin waren, wer wusste das schon noch? Bananen und Westschokolade brachte von nun an jeder mit in die Schule, so viel er tragen konnte, Pelikan-Tintenpatronen und Maoam verloren mit zunehmender Präsenz ihren Wert, und ‚geloben‘, dieses Wort gab es nicht mehr. Genauso wenig wie Ronald Reagan und die Imperialisten; die waren jetzt auch verschwunden“ (94).

Einen Verlust konnotiert man in den meisten Fällen negativ, weil etwas eingebüßt wird und nicht mehr in jemandes Besitz bleibt. Als Reaktion auf diesen Vorgang treten meistens Traurigkeit und Ärger ein. Sie werden in „Zonenkinder“ mit Worten, die alle dem Wortfeld „verlieren“ gehören, verbalisiert. Es sind Verben: *verschwinden*, *abschaffen*, *wegsein*, *aussein* und Verbformen: *verloren*, *verschwunden*, *vergangen*, *ausgeschieden*, denn mit ihnen werden Bilder einer gnadenlos unwiederbringlichen Vergangenheit kreiert. Auch eine Haus- und Gebäude-Metaphorik⁹ wird in „Zonenkinder“ damit erschaffen, die diese Unwiederbringlichkeit und Unerreichbarkeit der holden Zeit der Kindheit und somit der DDR konzeptualisiert. Jana Hensel schreibt bereits in dem ersten Kapitel, indem sie eine scharfe Trennung zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart macht, über Türen, die sich eines Tages dann plötzlich schlossen (vgl. 13). Die Zeit der Kindheit ist definitiv vorbei und kommt nie wieder. Eine Museum-Metapher untermauert noch dieses Konzept: „In dieser Zeit [innerhalb von 10 Jahren nach der Wende – G. J.] ist aus unserer Kindheit ein Museum geworden, das keinen Namen und keine Adresse hat und das zu eröffnen kaum noch jemanden interessiert“ (20). Dieser Metapher liegt die Erfahrung der Vergänglichkeit zugrunde. Sie drückt auch unmissverständlich Traurigkeit aus.

Neben Traurigkeit gibt es auch Angst. Hensel (14): „Als nach dem Mauerfall zuerst die Bilder von Erich Honecker und Wladimir Iljitsch Lenin aus den Klassenzimmern verschwanden, gab es lange kein anderes Gesprächsthema“. Diese Bilder von Erich Honecker und Lenin galten bis dahin als altbekannte Orientierungspunkte, wie übrigens Samstage, an denen man in der DDR in die Schule gehen musste, Dienstagnachmittage, an denen AG Poptgymnastik, Junge Historiker, Schach oder Künstlerisches Gestalten zur Verfügung standen, Halstuch und Käppi, eine Patenbrigade oder festgelegte Termine: eine Exkursion, ein Feuersalarm oder ein Fahnenappell (vgl. 13 ff.). Was verschwindet noch? ABC-Zeitungen der Kleinen mit Rolli, Flitzi und Schnapp, auch Manne

⁹ Auf die Gebäude-Metaphorik verweist Constanze Spieß in ihrem Beitrag „Zur sprachlichen Konstruktion von Identität im medialen Zonenkinderdiskurs“. Sie unterscheidet drei Metaphern, die für „Zonenkinder“ relevant sind: die Museums-Metapher, Haus- und Raum-Metapher sowie der Tür- und Schlüssel-Metapher (vgl. Spieß 2008: 133 ff.).

Murmelaug¹⁰ (vgl. 17), ferner pädagogische Berufsgruppenspiele (vgl. 19). Wenn die altbekannten Orientierungspunkte auf einmal aufhören zu existieren, tritt Angst ein, in der neuen Wirklichkeit und mit ihr klarzukommen. Hensel konstatiert: „Mich ängstigt, den Boden unter meinen Füßen nur wenig zu kennen, selten nach hinten und stets nur nach vorn geschaut zu haben. Ich möchte wieder wissen, wo wir herkommen, und so werde ich mich auf die Suche nach den verlorenen Erinnerungen und unerkannten Erfahrungen machen, auch wenn ich fürchte, den Weg zurück nicht mehr zu finden“ (13). Angst ist eine Emotion, die eine überlebensfördernde Funktion haben kann (vgl. Zimbardo/Gerrig 2004: 28). So ist die Angst eine Emotion von existentiellm Charakter für Jana Hensel. Die verlorengegangene Identität, was auch die Folge der abgeschafften und verschwundenen, im Endeffekt fehlenden Orientierungspunkte ist, geht mit Orientierungslosigkeit einher: Bis 1990 Ostdeutsche, im August 1992 Ostdeutsche als Menschen zweiter Klasse (vgl. 148), nach der Wende Deutsche ohne Gefühlsbindung an diese Vorstellung (so zumindest Jana Hensel) – für die ehemaligen jungen DDR-Bürger war der Aufbau einer neuen Identität eine Herausforderung. Jana Hensel: „Die Wende hatte uns alle zu Aufstiegskindern gemacht, die plötzlich aus dem Nirgendwo kamen und denen von allen Seiten eingeflüstert wurde, wo sie hinzuwollen hatten. Unser Blick ging nur nach vorn, nie zurück. Unablässig das Ziel vor Augen, taten wir gut daran, unsere Wurzeln so schnell wie möglich zu vergessen, geschmeidig, anpassungsfähig und ein bisschen gesichtslos zu werden. Dabei machte es keinen Unterschied, ob unsere Eltern Maler, Heizungsmonteure, Fotografen, Zahnärzte, Lehrer oder Pfarrer waren. Wir waren die Söhne und Töchter der Verlierer, von den Gewinnern als Proletarier bespöttelt, mit dem Geruch von Totalitarismus und Arbeitsscheu behaftet“ (71 f.). Das Schlüsselwort ist Anpassung. Eine Anpassung will die Generation Zonenkinder, denn es gibt kein Zurück, es gibt nur ein Vorwärts. Angst resultiert aus Entfremdung. Diese Entfremdung bringt Jana Hensel zum Ausdruck, indem sie über eine multinationale Party „in einem Marseiller Wohnzimmer“ (24) berichtet. Junge Leute tauschen sich aus, was sie in ihrer Kindheit alles gelesen und gehört haben. Die Autorin sieht sich fremd in dieser Unterhaltung, weil für sie gerade DDR-typische Helden identitätsprägend waren. Nicht etwa Herr der Ringe, Pippi Langstrumpf, Donald Duck oder Dagobert, Lucky Luke oder Asterix und Obelix (vgl. 24), sondern Alfons Zitterbacke, der brave Schüler Ottokar, Timur und sein Trupp, Ede und Unku, der Antennen-august, Frank und Irene, Lütt Matten und die weiße Muschel, der kleine Trompeter und der Bootsmann auf der Scholle (vgl. 24 f.). Mit diesen Helden kann man bei den

¹⁰ Manne Murmelaug war „unser Freund mit Halstuch und Käppi, der uns auf der dritten Seite immer Tipps gab, wie wir den Timurtrupp besser organisierten, wie die Wandzeitung zur Woche der Waffenbrüderschaft noch besser würde und was die drei Zipfel des Halstuches zu bedeuten hatten. Er rief uns nicht mehr dazu auf, für den inhaftierten Nelson Mandela und die Sandinisten in Nikaragua Altpapier und leere Schnapsflaschen zu sammeln oder in der zweiten großen Pause einen Kuchenbasar im Eingangsbereich unserer Schule zu veranstalten“ (17).

übrigen Europäern gar nicht ankommen. Man kann keine Berührungspunkte finden, denn sie haben ihre Helden und die Autorin hat ihre eigenen Helden in Erinnerung. Die Teilung Deutschlands und die DDR im Ostblock bewirkten die Entfremdung der Autorin, weil sie geradezu von der gesamteuropäischen Quelle abgetrennt wurde. Das Bewusstsein der Andersartigkeit – „Mit einem Schlag hatte ich es satt, anders zu sein als all die anderen“ (25) – ist niederdrückend. Das Nirgendwo und der Drang, die eigene Vergangenheit vergessen zu müssen (vgl. 71), lassen das Angstgefühl steigern. Die besagte Anpassung konzeptualisiert demnach eine Überlebensstrategie und damit eine Überwindung der Angst. Spieß konstatiert, „die Herkunft (gemeinsame Vergangenheit), die gemeinsame historische Erfahrung (als Verlust) sowie das gemeinsame Ziel (Anpassung) [wirken] identitätsstiftend“ (Spieß 2008: 136). Und erst mit dem (Wieder-)Aufbau oder der Wiedergewinnung der Identität können – womöglich – positive Emotionen eintreten.

Der Verlust altbekannter Orientierungspunkte kommt auch in mannigfaltigen Schilderungen der Veränderungen zutage. Es handelt sich dabei primär um semantische Wandlungen.

5. „Die Kaufhalle hieß jetzt Supermarkt, Jugendherbergen wurden zu Schullandheimen, Nickis zu T-Shirts und Lehrlinge Azubis. In der Straßenbahn musste man nicht mehr den Schnipsel entlochen, sondern den Fahrschein entwerten. Aus Pop-Gymnastik wurde Aerobic, und auf der frisch gestrichenen Poliklinik stand eines Morgens plötzlich „Ärztehaus“. Die Speckitonne verschwand und wurde durch den grünen Punkt ersetzt. Mondos hießen jetzt Kondome, aber das ging uns noch nichts an“ (20).
6. „Zu den Fidschis durfte ich nicht länger Fidschis sagen, sondern musste sie Ausländer oder Asylbewerber nennen, was irgendwie sonderbar klang, waren sie doch immer da und zwischendurch nie weg gewesen“ (21).
7. „Die Dinge hießen einfach nicht mehr danach, was sie waren. Vielleicht waren sie auch nicht mehr dieselben. Schalter hießen Terminals, Verpflegungsbeutel wurden zu Lunchpaketen, Zweigstellen zu Filialen, der Polylux zum Overheadprojektor und der Türöffner in der Straßenbahn zum Fahrgastwunsch“ (21).

Die Implementierung westdeutscher Semantik und das Verschwinden altbekannter Bezugspunkte sind wichtige Maßnahmen in dem sich vollziehenden Prozess der Entwurzelung. Entwurzelt werden die, die in der DDR gelebt mit der Wende um ihre Identität gebracht wurden. Das betrifft nicht nur die zum Zeitpunkt der Wende fünfzehnjährige DDR-Deutsche, sondern auch die Generation der Eltern, über die Jana Hensel folgendermaßen berichtet:

8. „Aber vielleicht hatten die Dinge, als sie nach der Wende offen und für alle erreichbar in den Schaufenstern auslagen, für unsere Eltern einfach ihren Reiz verloren. Vielleicht hatten sie sich von der Warenwelt verabschiedet, weil sie nun nicht mehr wie Fährtenmacher auf eine Expedition mit offenem Ausgang

gehen mussten, um die kleinen Fetische über große Umwege zu besorgen. Für sie war das Spiel aus; sie waren ausgeschieden“ (51).

9. „Kinder hatten einfach weniger verstanden zu haben als ihre Eltern. Und so verheimlichten wir vor ihnen, was wir schon erlebt hatten und sie noch nicht. Jenny erwähnte nicht, dass sie mit den Eltern von Jonathan schon gemeinsam gegessen hatte. Sie erzählte nicht, wenn sie durch eine Prüfung gefallen war, dass der Job in der Agentur wichtiger war als ein Teilnahmechein in der Uni und dass man heute weder mit zweiundzwanzig heiratete noch mit vierundzwanzig sein Studium beendet hatte. Unsere Eltern wussten nicht, wie hoch die Miete unserer Wohnungen wirklich war, wie viel das Mietauto für den Umzug gekostet hatte, dass wir PDS gewählt hatten, weil wir Gysi mochten, und wie teuer der letzte Urlaub in Italien tatsächlich gewesen war. So wie wir sie vor unserem Leben versteckten, so versteckten wir auch unser Leben vor ihnen“ (71).
10. „Unsere Eltern allerdings wussten von all dem nichts. Gespräche mit ihnen waren kaum die richtige Bühne, um sich als zwitterige Ostwestkinder zu erkennen zu geben. Unsere Eltern waren in keinem Nachwendetage angekommen. Zu Hause wurde nur mit Ostzunge gesprochen, und wenn wir der Meinung waren, das Ostdeutsche schon abgelegt und verlernt zu haben, dann würden wir diese Sprache eben wieder zu lernen haben. So einfach entließ man im Osten die künftigen Generationen nicht aus der Pflicht. Wir erwiderten nichts“ (73).
11. „Der Generationskonflikt, bei dem im Westen alle sofort an 1968 dachten, ging mir nicht aus dem Kopf. Die Sache lag bei uns jedoch etwas anders: Eine Rebellion gab es für uns nicht. Im Gegenteil: Wir waren nahezu die Einzigen, die nichts gegen unsere Eltern taten, so zumindest kam es uns manchmal vor. Sie lagen ja schon am Boden, inmitten der Depression einer ganzen Generation, und wir, die wir mit viel Glück und nur dank unserer späten Geburt um ein DDR-Schicksal herumgekommen waren, wollten die am Boden Liegenden nicht noch mit Füßen treten“ (74).
12. „Wir griffen unsere Eltern nicht an. Wir stellten keine Fragen nach historischer Schuld oder Ähnlichem. Das Einzige, was wir taten: Wir verteidigten unsere Eltern. Wir wichen nie von ihrer Seite, sondern blieben da bis zum letzten Augenblick, so als gälte es, einem kleinen Bruder beizustehen“ (76).
13. „Unsere Eltern, so sehen wir es, sind müde und ein bisschen zu alt für die neue Zeit. Sie sind die Sitzenbleiber einer anderen Epoche, die sich gerade erledigt hat und aus der nur Carmen Nebel, das Ampelmännchen, Nordhäuser Doppelkorn, Plauener Spitze und die PDS übrig geblieben sind. Wer wollte es uns da verübeln, dass wir uns ihnen überlegen fühlen und glauben, die Dinge besser verstanden zu haben als sie?“ (79).

Diese Zitate zeigen nicht nur eine besondere Haltung den Eltern gegenüber, die ein Mixtum compositum aus Wut und Verachtung, den Basisemotionen nach Plut-

chik, ist, sondern sie veranschaulichen auch den Zustand der Verwurzelung in der Vergangenheit, in der Erinnerung, in der nun in der Geschichte aufgelösten Heimat. Der Reiz des Konsums ist abhandengekommen, so dass die Elterngeneration mit gespürter Verachtung als Verlierer, am Boden Liegende oder Sitzenbleiber einer anderen Epoche bezeichnet werden oder geschildert wie aus einem Altersheim abgeholt, in ihrem Schlamassel gesteckt wie Hamster in Laufrädern laufen, um ihr Geld für die monatlichen Ausgaben zu verdienen (vgl. 78). Mit milder Verachtung berichtet Jana Hensel über die Elterngeneration und ihre Taten oder Untaten in der DDR, die die jungen Menschen doch nicht interessierten, weil die Erfahrungen der Eltern nutzlos geworden sind. Wut herrscht über das Unvermögen, oder auch den Unwillen, der neuen Zeit die Stirn zu bieten. Die Folge ist, dass sie den Nachwendelltag verpasst haben und in Depression versunken sind. Diesen Menschen gebührt keine Achtung, weil sie Verlierer sind, weil sie schwach und weltfremd sind, dennoch muss man ihnen beistehen.

Wolfgang Gabler konstatiert im Hinblick auf Eltern-Kinder-Verhältnisse in „Zonenkinder“, der Generationskonflikt sei obsolet und die literarischen Erinnerungen an die DDR seien kurz nach der Veröffentlichung von Hensels Buch eine auf das Bild von der DDR bezogene Verteidigung der Kindheit und sie stellen damit auch eine Verteidigung der Elterngeneration und ein Plädoyer für heutiges Leben in Ostdeutschland dar (vgl. Gabler 2004: 170). Den angeführten Zitaten ist indessen eine Kluft zwischen den beiden Generationen zu entnehmen. Den Verlierern stehen womöglich die Sieger gegenüber, die AufstiegsKinder, die die Zeit wahrgenommen und genutzt haben.

An dieser Gegenüberstellung erkennt man ebenfalls eine Generation, die Hensel Zonenkinder nennt und für die sie mit dem kollektiven Wir spricht. Die Vereinnahmung des Wir erfolgt bereits auf ersten Seiten der Schilderung. Während die Autorin über Demonstrationen in Leipzig im Herbst 1989 in der Ich-Form berichtet, geht sie auf der dritten Seite ihrer Erzählung zu der Wir-Form über und in dieser Wir-Form setzt sie den Bericht und ihre Erinnerungen fort. Die Rezensenten haben die Wir-Form mehrmals kritisiert, aber sie spielt in dem Buch Jana Hensels eine überaus wichtige Rolle. Dieses Wir kann zweierlei gedeutet werden, je nach dem Subsumierungskriterium: negativ und positiv. Das Wir ist in negativer Lesart Ausdruck der Orientierungslosigkeit und einer geradezu existenziellen Angst nach dem Verlust des Altbekannten. Es potenziert das historische Ausmaß der Wende und zeigt auch die Wucht der Geschichte, dass auf einmal eine ganze Generation von jungen DDR-Bürgern um ihr Land und ihre Vergangenheit gebracht wurde. Die Äußerungen der – vornehmlich westdeutschen – Politiker und im Nachhinein Historiker hatten stets den gleichen Tenor: die böse DDR als Land der Ungerechtigkeit und Verfolgung. Das kollektive Wir kann in diesem Fall diese depressiv-deprimierende Haltung und Meinung über sich selbst entschärfen. Es wirkt wie ein selbsttherapeutisches Mittel, mit dem das individuelle Unglück auch an andere verteilt wird. Zugleich hat das kollektive Wir ebenfalls eine andere – diesmal identitätsstiftende – Aufgabe. Das ist diese positive

Lesart, der nach das kollektive Wir die Ängste abschafft, die Traurigkeit abbaut und eine Ebene für diejenigen schafft, die gemeinsame DDR-Wurzeln haben. Dieses Wir drückt somit diverse Emotionen aus: von der pessimistisch-traurigen und angstvollen Haltung einer Verlorenen bis hin zu der optimistischen Sicht einer, deren Identität kollektiv durch eine Gruppenzugehörigkeit konstituiert wird. Niklas Luhmann sah in seiner Beschreibung der Gesellschaftssysteme die Relevanz des Individuums und der Individualität in der Strukturierung und dem Aufbau der Gesellschaft. Der moderne Mensch lebt außerhalb der Gesellschaft (vgl. Luhmann 1993: 158). Da er in zu vielen Systemen auf einmal funktionieren muss, muss er diese Systeme verlassen. Dann braucht er eine Inklusion, um in die Gesellschaft doch wieder integriert zu werden. Die Gesellschaft gewährt ja ihm Zugehörigkeit, Sicherheit und Orientierung. Jana Hensel, die aus der Gesellschaft ausgeschlossen wurde, braucht ebenfalls eine Wieder-Integrierung. Sie schafft sich selbst eine Teilgesellschaft, deren Berührungspunkte eine gemeinsame Vergangenheit, Kindheit, Jugend, gemeinsame Erinnerungen sind. Das kollektive Wir ist dabei das Zeichen des wiedergewonnenen Selbstbewusstseins und der Freude über diesen Zustand.

Kommen auch andere Emotionen, die von Zimbardo und anderen benannt sind, zum Vorschein? Interesse – nach Izard – erscheint allein darin, dass Hensel den Gang der Dinge beobachtet und ihre ostdeutsche Herkunft immer mehr wahrzunehmen weiß. Sie sucht den Österreichern die Unterschiede zwischen Ost und West zu erklären (vgl. 40). In Leipzig schmiedete sie Pläne, was sie den ausländischen Gästen in ihrer Heimat alles zeigen könnte (ebd.). Das Interesse an der Herkunft sowie das Interesse daran, Wurzeln neu schlagen zu können. Ekel kommt vor, als 1990 deutsches Fußballteam unter Beckenbauer zum Weltmeister wurde, während zugleich die DDR ein Jahr zuvor mit ihrer eigenen Mannschaft in das Finale der Weltmeisterschaften zog. Hensel: „Angeekelt vom Mob, der, so kam es uns vor, schon Großdeutschland vor sich sah, verließen wir unseren Platz vor dem Fernseher“ (ebd.: 137–138).

Vertrauen kommt in „Zonenkinder“ kaum vor, denn es ist so gut wie keinem zu vertrauen. Hensel benennt es nicht wortwörtlich, aber ihren Worten ist es zu entnehmen, dass auch der Geschichte und den Historikern, die diese Geschichte schreiben und deuten, nicht zu vertrauen ist. Im Rückblick auf ihre Vergangenheit konstatiert Hensel: „Wir sind weder in der DDR noch in der Bundesrepublik erwachsen geworden. Wir sind die Kinder der Zone, in der alles neu aufgebaut werden musste, kein Stein auf dem anderen blieb und kaum ein Ziel bereits erreicht worden war“ (ebd.: 158–159). Die Sozialisation, die fehlende Inklusion, sind damit die führenden Wahrzeichen dieser Generation, die keinem Vertrauen schenken kann, weil sie wie in einem Schwebezustand existierte. Das drückt sich ebenfalls in zweifachem Verständnis des kollektiven Wir aus, das die Autorin immer wieder verwendet. Überraschung gehört zu den Grundemotionen und so formuliert „wir sind die Kinder der Zone“ ist es eine Überraschung für alle, die entwurzelt sind und doch ihre Wurzeln in einem zum Teil utopisch konzipierten Land der holden Kindheit und Jugendzeit wiederfinden. Uto-

pisch? Der Vorteil der Kindheit ist das, was nachteilig wirkte, aus der Erinnerung auszuwischen... Überraschung kam mit dem bereits beschriebenen Verlust. Zwar benennt die Autorin keine Überraschungen in ihrem Text, aber die Gewalt der Geschichte, als sie in Anfangsszenen zu einer Demo in Leipzig eilt und schließlich aus der Perspektive einer Deutschen berichtet, wirkt schon überraschend. Eine andere Überraschung: „Am ersten Schultag waren wir unschuldig. Wir wussten nicht, was all das bedeuten sollte, und ließen uns den Wind der neuen Eliten, die wir nun augenscheinlich werden mussten, gern um die Nase wehen. Westlehrer gab es noch nicht, und so inszenierte man für und im Glauben an uns ein starkes Aufbruchgefühl. Im Lauf des Jahres zeigte sich jedoch, dass unsere Lehrer es, verunsichert oder einfach unvertraut mit dem westdeutschen Punktesystem, nun kaum noch wagten, zu lachen, uns zu loben oder Höchstnoten zu vergeben“ (ebd.: 161). Ist die Generation mit dem Neuen konfrontiert, kann sie ja nichts Anderes als Neues und Überraschendes erfahren.

Jana Hensel brachte mit ihrem Buch das zum Ausdruck, was vielen, ihren Gleichaltrigen und Zeit- und Leidensgenossen bekannt war, aber sie waren womöglich nicht im Stande, dieses zu verbalisieren. Das individuelle Gedächtnis ist der Ausgang zur Herausbildung des kollektiven Gedächtnisses, das eine Gesellschaft konstituiert und dadurch eine Identität schafft. Die negativen Emotionen, die hier genannt werden, sind der Grund für eine schnelle Schaffung einer neuen (hier: ostdeutschen) Identität, die in strikter Distanz zu der (alten) Identität der Eltern aufgebaut wird. Basisemotionen, die die Wende und die Aufbaujahre nach der Vereinigung begleiteten, wurden in diesem Buch benannt und mit Beispielen umschrieben.

Literaturverzeichnis

- ASSMANN, Aleida. *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: C. H. Beck, 1998. Print.
- CAMBI, Fabrizio (Hrsg.). *Gedächtnis und Identität: die deutsche Literatur nach der Vereinigung*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2008. Print.
- GABLER, Wolfgang. „Schreibende Pioniere. Die DDR in der Gegenwartsprosa junger AutorInnen“. *Erinnern*. Hrsg. Wolfram Mauser und Joachim Pfeiffer. Würzburg: Königshausen & Neumann Verlag, 2014, 165–176. Print.
- GEER, Nadja. DDR-Safari. Jana Hensel schwärmt vom braven Osten. *Die Zeit* (12.12.2002), 5.
- GRUB, Frank Thomas. „Wende“ und „Einheit“ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur: ein Handbuch. Berlin, New York: de Gruyter, 2003. Print.
- HALBWACHS, Maurice. *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart: Enke, 1939/1967. Print.
- HENSEL, Jana. *Zonenkinder*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2002. Print.
- KOPPFELDS VON, Martin und Cornelia ZUMBUSCH. „Einleitung“. *Handbuch Literatur & Emotionen*. Hrsg. Martin VON KOPPFELDS und Cornelia ZUMBUSCH. Berlin, Boston: De Gruyter, 2016, 1–36. Print.
- KRAUSHAAR, Tom. *Die Zonenkinder. Die Geschichte eines Phänomens*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, 2004. Print.

- LEHMANN, Johannes F. „Geschichte der Gefühle. Wissensgeschichte, Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte“. *Handbuch Literatur & Emotionen*. Hrsg. Martin von Koppenfels und Cornelia Zumbusch. Berlin, Boston: De Gruyter, 2016, 140–157. Print.
- LUHMANN, Niklas. „Individuum, Individualität, Individualismus“. *Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Band 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuchverlag, 1993, 149–258. Print.
- NELLER, Katja. *DDR-Nostalgie: Dimensionen der Orientierungen der Ostdeutschen gegenüber der ehemaligen DDR, ihre Ursachen und politischen Konnotationen*. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss., 2006. Print.
- OSTWALD, Susanne. „Die Generation, das bin ich. Jana Hensel erinnert sich an ihre zu kurze DDR-Kindheit“. *Neue Zürcher Zeitung* (26.9.2002), 6.
- SPIEß, Constanze. „Zur sprachlichen Konstruktion von Identität im medialen Zonenkinderdiskurs“. *Diskursmauern – Aktuelle Aspekte der sprachlichen Verhältnisse zwischen Ost und West*. Hrsg. Kersten Sven Roth und Markus Wienen. Bremen: Hempen Verlag, 2008, 115–139. Print.
- WINKO, Simone. „Über Regeln emotionaler Bedeutung in und von literarischen Texten“. *Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte*. Hrsg. Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez und Simone Winko. Berlin, Boston: de Gruyter, 2003, 329–348. Print.
- ZIMBARDO, Philip G. *Psychologie*. Heidelberg: Springer, 2013. Print
- ZIMBARDO, Philip G. und Richard J. GERRIG. *Psychologie*. München, Boston [u. a.]: Pearson Studium, 2004. Print.

ZITIERNACHWEIS:

- JAŚKIEWICZ, Grzegorz. „Verbalisierung von Emotionen. Beweinung der DDR in Jana Hensels Buch ‚Zonenkinder‘“, *Linguistische Treffen in Wrocław* 18, 2020 (II): 213–224. DOI: <https://doi.org/10.23817/lingtreff.18-15>.